

Witold Daniłowicz

Gesellschaftsjagd in Brandenburg

Ich hatte mehrmals die Gelegenheit, in Deutschland zu jagen. Die Einladung von Thomas und seinen drei Kollegen hat mich besonders gefreut, da ihr Revier in der Nähe von Berlin, in Brandenburg - also in der ehemaligen DDR - liegt. Bisher habe ich nur im westlichen Teil Deutschlands gejagt. Natürlich habe ich fast 25 Jahre nach der Wiedervereinigung keine großen Unterschiede erwartet. Ich hoffte jedoch, dass ich mit den einheimischen Jägern über die Jagd in der Zeit vor der „Wende“, wie die Deutschen so sagen, sprechen könnte, also vor dem Fall der Berliner Mauer.

Thomas und seine Kollegen leben seit Jahren in Westberlin. Nach 1989 gelang es ihnen, ein kleines Waldrevier etwa 25 km nordwestlich der Stadt zu pachten. Dies war möglich, weil nach der Vereinigung Deutschlands die Gesetzgebung des Jagdrechts in der Bundesrepublik in der ehemaligen DDR eingeführt wurde. Wer es schaffte, ehemalige Grundstücke mit einer Fläche von mindestens 75 ha zurückzugewinnen, konnte ein eigenes Revier haben. In den übrigen Bezirken wurden gemeinschaftliche Jagdreviere eingerichtet und durch Ausschreibungen verpachtet. Aus offensichtlichen Gründen gingen die meisten davon in die Hände der Westdeutschen, weil die Einheimischen diese sich nicht leisten konnten.

Der erste Tagesordnungspunkt nach der Ankunft in Berlin war die Beschaffung eines deutschen Jagdscheins. Zu diesem Zweck fuhr ich mit Thomas nach Nauen, eine kleine Stadt, in der sich das zuständige Amt des Landes Brandenburg befand. Nachdem ich eine Reihe von Dokumenten vorgelegt hatte – polnischer Jagdschein, europäischer Feuerwaffenausweis, Versicherung, Jagdeinladung, Foto – und 25 Euro bezahlt hatte, wurde ich Besitzer eines sehr traditionell aussehenden grünen Buches – eines deutschen Jagdscheins.

Da wir für die Erteilung des Jagdscheins weniger als eine halbe Stunde brauchten, hatten wir noch Zeit, die Hauptstadt Brandenburgs – Potsdam – zu besichtigen. Diese kleine Stadt in der Nähe von Berlin ist das Äquivalent zu unserem polnischen Wilanów bei Warschau. Die Könige von Preußen hatten hier ihre Sommerresidenz – das Schloss Sanssouci. Hier befindet sich auch der Cecilienhof – ein kurz vor dem Ersten Weltkrieg für den kaiserlichen Thronfolger Wilhelm und seine Frau Cecilia erbautes Schloss, in dem im Sommer 1945 die Potsdamer Konferenz stattfand. Daran nahmen die Führer der drei Siegermächte teil – Harry Truman, Joseph Stalin und Winston Churchill. Damals wurden Entscheidungen über das Nachkriegsschicksal Deutschlands getroffen. Der damals gegründete Alliierte Kontrollrat für Deutschland beschloss 1947 die formelle Auflösung des preußischen Staates mit seiner Hauptstadt Berlin.

Auf diese Weise endete der von Albrecht dem Bären 1157 als Markgrafschaft Brandenburg gegründete Staat, der Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war. Der Markgraf war einer der elf Kurfürsten, die den Kaiser wählten. Im Jahr 1618 ging die Markgrafschaft eine Personalunion mit dem Herzogtum Preußen ein. Im Jahr 1701 erklärte sich Kurfürst Friedrich zum König in Preußen und damit hörte auch Brandenburg als eigenständige politische Einheit auf zu existieren. Im Jahre 1871 wurde das Königreich Preußen Teil des neu gegründeten Deutschen Reiches und der König von Preußen wurde zum Kaiser gekrönt. Der verlorene Krieg führte 1918 zum Sturz der Monarchie in Deutschland und zur Gründung einer Republik. Dazu gehörte auch Preußen, das in eine Republik namens Freistaat Preußen umgewandelt wurde. Er überlebte bis 1947, allerdings war seine Unabhängigkeit nach der

Machtergreifung der Nationalsozialisten nur noch sehr eingeschränkt. Im Jahr 1990 wurde Brandenburg als Bundesland im vereinten Deutschland hergestellt.

Vor der Jagd wurde ich mit allen vier Pächtern des Reviers und ihren Frauen zum Abendessen eingeladen. Es fand in einem winzigen Gästehaus statt, in dem drei von ihnen die Nacht vor der Jagd verbrachten. Wir haben nicht nur ausgezeichnetes Gulasch gegessen, sondern auch den großartigen französischen Bordeaux genossen, den Rajmund mitgebracht hatte.

Um sieben Uhr morgens checkten wir auf dem Hof von Jens ein. Er ist der Besitzer des örtlichen Jagdwildladens und Hersteller von Wildprodukten. In einem der mit trocknenden Würstchen geschmückten Wirtschaftsräume stand ein Tisch mit Kaffee, Tee und Proviant – Brot, Butter, Käse, Marmelade und Aufschnitt. Wer noch nicht gefrühstückt hatte, konnte dies nachholen. Da sich meine Morgenmahlzeit auf ein bescheidenes Croissant beschränkte, nutzte ich die Gelegenheit, um ein paar Sandwiches zuzubereiten, was mir später sehr nützlich war.

Es war auch eine gute Zeit, andere Jäger und den Treiber zu begrüßen. Die Jäger, 20 an der Zahl, waren Gäste der Pächter. Einige kamen aus Berlin oder anderen Teilen Deutschlands, die meisten waren jedoch Einheimische. Genauso die Treiber. Was mich erstaunte war, dass die Treiber keine finanzielle Vergütung für ihre Hilfe bei der Jagd erhalten. Selbstverständlich nehmen sie an einer Mahlzeit nach der Jagd teil (Gulaschsuppe, Bier, Glühwein und andere Getränke) und werden abends zum Abendessen mit den Jägern in einem örtlichen Gasthof eingeladen.

Der nächste Punkt auf der Tagesordnung ist die Registrierung der Teilnehmer. Stolz zeigte ich meinen brandneuen Jagdschein, holte mir einen Triebplan mit eingezeichneten Posten ab, trug mich in die Anwesenheitsliste ein und ging zur Besprechung. Die Signalgeber spielten ein Begrüßungssignal. Dann sprach Detlev – einer der Pächter – und begrüßte die versammelten Menschen im Namen aller vier. Er besprach die Organisation der Jagd – ein Trieb der von 9.00 bis 13.00 Uhr. Um 10.30 Uhr eine fünfzehnminütige Pause zum Ausweiden des in der Nähe des Postens liegenden geschossenen Wildes. Detlev widmete viel Zeit den Sicherheitsregeln, die sich nicht von denen unterscheiden, die ich von unseren Jagden kannte. Und am wichtigsten: Informationen darüber, welche Art von Wild wir jagen können. In diesem Fall handelte es sich um Wildschweine (mit Ausnahme der führenden Sauen), Damwild – mit Ausnahme der Damhirsche (die den Pächtern des Reviers vorbehalten waren), Rehe und Raubtiere – Marderhunde und Marder.

Was Rehwild angeht, wurden wir gebeten, keine Böcke zu schießen, obwohl das deutsche Jagdgesetz die Erlegung von Rehböcken bis zum 15. Januar erlaubt. Diese Änderung des Jagdkalenders wurde kürzlich auf Druck der Förster eingeführt, die argumentierten, dass Rehe den Wäldern so großen Schaden zufügen, sodass eine Reduzierung ihrer Population notwendig sei. Die beste Gelegenheit hierfür ist die Gesellschaftsjagd, aber die Jäger hatten Angst vor dem Schießen, weil sie befürchteten, einen Bock zu treffen - samt den damit verbundenen Unannehmlichkeiten.

Am Ende des Treffens wurde jedem Gast, der mit der Strecke nicht vertraut war, ein lokaler Jäger zugewiesen, der ihn zum Posten bringen sollte. Obwohl wir Karten hatten, glaube ich nicht, dass jemand, der das Jagdrevier zum ersten Mal besucht, seinen Platz alleine finden könnte. Mein Posten war auf einem niedrigen, langgestreckten Hügel in einem nicht sehr dichten Kiefernwald errichtet war. Die Sicht war gut, der Kugelfang war auch gut, da man

sowohl nach rechts als auch nach links den Hügel hinunterschießen konnte. Die Ausnahme waren Schüsse entlang der Buckellinie – deshalb hingen an den Bäumen vor und hinter meiner Position Schilder mit großen roten umgekehrten Dreiecken, die mich daran erinnerten, dass Schüsse in diese Richtung nicht erlaubt waren.

Ich betrat den Stand um 8.30 Uhr, also hatte ich viereinhalb Stunden Wartezeit vor mir. Geduld ist eine der wesentlichen Eigenschaften bei der Jagd, die mir fehlt. Aber es gab keinen Ausweg. Zum Glück war das Wetter gut – etwa null Grad, es gab aber keinen Regen und auf dem Boden lag eine dünne Schneeschicht – wieder einmal ein Favorit unter Jägern. Doch die Zeit verging und das Wild erschien nicht. Nach einer Stunde tauchten Treiber an meinem Stand auf, die aber auch nichts sahen. Zehn Minuten nachdem sie weggegangen waren, bemerkte ich eine Bewegung. Auf der rechten Seite lief ein kleines Wildschwein, das auf mich zukam - wahrscheinlich aus einer zerbrochenen Rotte.

Bevor das schwarze Tier meinen Hügel hinaufzuklettern begann, drehte es sich zur Seite und blieb stehen. Im Prinzip war die Situation perfekt für einen Schuss. Leider konnte ich nur sein Hinterteil sehen. Der Rest war hinter einer großen Kiefer versteckt. Ich beschloss zu schießen, sobald ihre Kopf hinter dem Baum hervorlugt. Nach einer Weile entfernte sich der Eber, aber schneller als ich erwartet hatte. Ich habe geschossen, aber das Tier fiel nicht, sondern ging weiter den Hügel hinauf. Allerdings muss der Schuss gut gewesen sein, denn er bewegte sich viel langsamer und mit offensichtlicher Anstrengung. Als er seinen Höhepunkt erreicht hatte, war er offensichtlich kurz davor, sich hinzulegen. Anstatt darauf zu warten, dass er es tut und kommt, schoss ich erneut auf ihn, weil ich seinem Leiden ein Ende setzen wollte.

Allerdings muss ich ihn verfehlt oder leicht gekratzt haben, denn das Tier fing an, auf die andere Seite meines Hügels zu gehen. Nach 200 m verschwand er im Gebüsch. Der Rest des Treibens verlief friedlich. In der Ferne tauchte ein Rudel Damhirsche auf, der jedoch in eine andere Richtung ging. Es gab Schüsse aus allen Richtungen, aber in meiner Gegend tauchte kein Wild auf. Gegen 11 Uhr begann es zu schneien, später ging es in Regen über. Am Ende des Tribes war fast kein weißer Belag mehr auf dem Boden zu sehen – alles war weggeschmolzen. Deshalb am Ende des Tribes konnte ich kein Schweiß finden. Also markierte ich die Stelle, an der das Wildschwein getroffen wurde, und beschloss, auf die Hunde zu warten.

Nach einer Weile kam ein Jäger aus einem benachbarten Posten auf mich zu und bestätigte meinen Verdacht, dass der Eber getroffen worden war und nicht weit gekommen sein konnte. Auch mein Begleiter erschien, besorgt über meine Abwesenheit an der Stelle, an der er mich abgesetzt hatte. Ich zeigte ihm den markierten Schießplatz und wir gingen zum Treffen. Nach über vier Stunden am Posten schmeckte das Gulasch mit Bier köstlich. Die Suchgruppe machte sich auf den Weg, um das erschossene Tier einzusammeln. Ich wünschte, sie hätten mir davon sagen, denn ich wäre gerne mit ihnen gegangen. Nach 45 Minuten kehrten sie zurück, allerdings ohne den Eber.

Was sie berichteten, war kaum zu glauben. Der Hund nahm sofort die Spur an der markierten Stelle auf. Nach 300 m Fußmarsch fanden die Sucher eine Eberlunge. Der Hund führte sie weiter. Unterwegs fanden sie noch ein paar Überreste des Kadavers. Schließlich gelangten sie zu einer breiten, blutigen Spur. Die Sache wurde klar: Der Eber fiel einem Wolf zum Opfer, der zunächst seine Eingeweide fraß und dann begann, ihn zu tragen, wobei er unterwegs verschiedene Teile des verschlungenen Tieres verlor. Als er müde wurde, legte er es auf den Boden und zog es hinter sich her. Die Suche endete an dieser Stelle.

Einige Jäger bezweifelten den Wahrheitsgehalt der Theorie vom Wolf, der den Eber verschleppte. Es stellte sich jedoch heraus, dass mein Nachbar zu Beginn des Tribes einen Wolf vor seinem Posten sah. Auch zwei Wölfe wurden von Jens gesehen. Am Ende wurde die Version, dass mein Eber von einem Raubtier entführt wurde, weithin akzeptiert.

Das Gespräch über dieses eher einzigartige Ereignis war eine Gelegenheit, mit meinem Nachbarn zu sprechen. Es war nicht so einfach, wie es scheinen mag, denn Peter - ein Bewohner eines nahegelegenen Dorfes - sprach nur den lokalen Dialekt. Kein deutscher Dialekt ist für jemanden leicht zu verstehen, der nur Hochdeutsch beherrscht, das in der Schule gelernt und im Radio oder Fernsehen gehört wird. Natürlich kennen es alle Deutschen, aber die meisten, vor allem in der Provinz, verwenden im Alltag nur den lokalen Dialekt. Einige von ihnen, insbesondere diejenigen aus Berggebieten, sind sehr schwer zu verstehen. Berliner gehört zum Glück nicht dazu. Es geht hauptsächlich um die Aussprache von Wörtern. Beispielsweise sprechen Berliner „ich“ - ik“ aus, und statt „kein“ sagen sie „kijn“. Außerdem wird „g“ wie „j“ ausgesprochen, sodass wir statt „gut“ „jut“ hören.

Trotz dieser kleinen Kommunikationsschwierigkeiten gelang es mir herauszufinden, dass die ostdeutsche Jagd vor 1989 ähnlich organisiert war wie unsere in Polen. Der Unterschied bestand jedoch darin, dass Jäger ihre Waffen nicht zu Hause behalten konnten. Aus diesem Grund verfügte jeder Jagdverein über ein Waffenlager, das vor der Jagd an die Mitglieder ausgegeben wurde. Es war dennoch ein Fortschritt, denn in der Anfangszeit der DDR wurden Waffen bei der Polizei gelagert. Jäger konnten nur Schrotflinten haben. Sie mussten für jede Patrone Rechenschaft ablegen, und wenn sie einen Schuss abfeuerten, mussten sie die Hülse zurückgeben.

Damals konnte Peter nicht jagen. Als „Kapitalist“ – er betrieb eine kleine Werkstatt, in der er Elektromotoren reparierte – galt er als politisch unsicheres Element und durfte keine Waffe tragen. Ihm wurde angeboten, seine Loyalität gegenüber des Staates durch den Beitritt zur Deutsch-Sowjetischen Freundschaftsgesellschaft zu demonstrieren. Er entschied sich jedoch dagegen und begann daher erst nach dem Fall der Berliner Mauer mit der Jagd.

Es war Zeit für die Strecke. Im Gegensatz zu uns lag das Wild nicht auf dem Boden, sondern hing an einem speziellen Gerüst. Wie mir erklärt wurde, ist dies eine bessere Lösung im Hinblick auf die Aufrechterhaltung einer guten Fleischqualität. Auch der Ablauf der Zeremonie war etwas anders als bei uns. Zuerst wurden der König und die Königin der Jagd ausgezeichnet. Später gab es Jäger, die einzelne Tierarten schossen – Damwild, Rehwild und Wildschweine. Der Jagdleiter gratulierte allen mit dem Jägergruß „Waidmannsheil“ und die Geehrten dankten mit „Waidmannsdank“. Jeder erhielt den Bruch, und dann spielten die Signalgeber ein Signal zu einer bestimmten Wildart, das unserem entsprach. Die Zeremonie endete mit dem Hauptsignal der deutschen Jäger, gefolgt von einem Abschiedssignal.

